Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 3 (1948)

Heft: 2

Artikel: An der Krise vorbei

Autor: Brodbeck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-890887

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

An der Krise vorbei

HANS BRODBECK

Haben wir in nächster Zeit eine Krise zu gewärtigen? Das ist eine Frage, die immer wieder auftaucht. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sagt ein altes Sprichwort. Es ist tatsächlich nicht von Gutem, wenn man beständig mit dem Gedanken einer kommenden Krise spielt.

Leider gibt es noch immer Leute, die auf Grund einer naiven Vorstellung hartnäckig am Glauben festhalten, so, wie auf einen Wellenberg ein Wellental folge, so müsse auf eine gute Konjunktur notwendigerweise eine Krise folgen. Diese merkwürdigen Unglücksapostel geben sich keine Rechenschaft darüber, daß sie durch Verbreitung solchen Aberglaubens im Volke die psychologischen Voraussetzungen schaffen, die beim geringfügigsten Anlaß eine Wirtschaftsdepression auslösen können. Wenn alle Welt glaubt, eine Krise sei unvermeidlich, dann richtet sich alles Tun und Lassen bewußt oder unbewußt nach dieser Vorstellung, bis wir eines Tages mitten in der Krise stecken. Aber nicht weil der guten Konjunktur naturnotwendig eine Krise folgen muß, sondern weil das Volk, durch das dumme Gerede irre gemacht, in der Angstpsychose die Entstehung einer Krise selbst bewirkt oder doch begünstigt.

Wenn wir vor jenem Aberglauben warnen, so geschieht das nicht, um das Bestehen einer Gefahr zu bestreiten. Die Furcht vor einer kommenden Krise ist leider nicht ganz unbegründet. Die Jahre 1920/1923 und 1931/1936 sind uns noch zu gut in

Erinnerung. Kein Wunder, daß man sich landauf, landab die Frage stellt, ob die gute Konjunktur denn immer weiterdauern werde, oder ob wir nicht doch mit einer Wirtschaftsdepression zu rechnen haben.

Was war eigentlich los in jenen Jahren? Wie sind jene Krisen entstanden, und wie können wir einer Wiederholung vorbeugen?

Man erzählte uns damals, Fehlinvestitionen (Geldanlagen am unrichtigen Ort) hätten zu einer allgemeinen Ueberproduktion geführt. Die Schweiz sodann habe ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Ausland eingebüßt, weil sie zufolge des zu hohen Lebensstandards eine Preisinsel geworden sei. Man ignorierte dabei, daß es Ländern mit niedrigerem Lebensstandard um kein Haar besser ging, während die Vereinigten Staaten mit den höchsten Reallöhnen die Krise viel rascher überwanden als die Schweiz.

Auch heute versucht man wieder, das Volk mit dem Gespenst der ausländischen Konkurrenz zu schrecken. Zugegeben, daß gewisse Produkte, gerade der Landwirtschaft, des Schutzes gegenüber der ausländischen Konkurrenz bedürfen. Aber das Problem liegt nicht hier, denn von der Absatzkrise der dreißiger Jahre war ja die Industrie so gut betroffen wie die Landwirtschaft, und die amerikanischen Farmer hatten mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie der Schweizer Bauer. Man sprach von einer Absatzkrise infolge Ueberproduktion und wußte sich nicht anders zu helfen, als durch Erlasse zur Einschränkung der Produktion von Milch, Butter, Käse, Fleisch usw., um das angeblich zu große Angebot herabzudrücken. Auch die Industrie und das Gewerbe sahen sich gezwungen, ihre Betriebe mangels Aufträgen zu reduzieren. Auch sie verlangten Schutzmaßnahmen, Zollerhöhungen, Einführung der Bewilligungspflicht für Geschäftseröffnungen und dergleichen. Auch hier der Kampf gegen die vermeintliche Ueberproduktion.

Man müßte nun eigentlich annehmen, daß es damals allen Bürgern recht gut ging, daß sie angesichts des herrschenden Ueberflusses in Saus und Braus leben konnten ohne zu arbeiten. Es lag ja ein Ueberfluß an Lebensmitteln, Kleidern, Schuhen, Möbeln usw. verkaufsbereit. Aber leider blieb die Nachfrage

aus, so daß nur ein Teil dieser schönen Dinge und nur zu herabgesetzten Preisen an den Mann gebracht werden konnte. Immerhin, für den Konsumenten war alles in bester Ordnung. Er konnte — wenn er Geld hatte! — nach Herzenslust auswählen und die schönsten Dinge zu Schleuderpreisen kaufen. Das Leben wurde immer «billiger». Als Konsumenten könnten wir also in aller Ruhe einer Krise entgegensehen. Mit der Ueberproduktion würden wir dann schon fertig. Zunächst würden wir einmal die Vorräte in Angriff nehmen und uns derweil aufs Ohr legen, bis die zur Neige gehenden Reserven uns wieder zur Arbeit rufen. Schade, daß das nicht so einfach geht. Die große Mehrzahl der Konsumenten ist eben nicht nur Verbraucher, sondern auch Produzent. Als Produzenten sind sie am Absatz der Produktion mitinteressiert, ob sie nun für eigene oder fremde Rechnung arbeiten. Lohnkürzungen und Arbeiterentlassungen zwingen die Betroffenen ebenso gebieterisch zur Einschränkung des Verbrauchs, wie die Umsatzschrumpfungen und Verluste die Arbeitgeber. Durch diese Einschränkungen werden wieder weitere Kreise in Mitleidenschaft gezogen.

Wer jene Zeiten erlebt hat, mußte die Erfahrung machen, daß der vermeintliche Ueberfluß nicht die Folge eines allseits gesättigten Bedarfes war. Im Gegenteil, Bedarf war mehr denn je vorhanden. Es gab genug Menschen, die sich nicht einmal mehr das Nötigste zum Lebensunterhalt beschaffen konnten. Während alles getan wurde, um die landwirtschaftliche und die industrielle Produktion einzuschränken und den weitern Preiszerfall dadurch aufzuhalten (der Bauer erhielt zu einer gewissen Zeit nur noch 17 Rp. für den Liter Milch, und wenn seine Ablieferung ein gewisses Quantum überstieg, nur noch 13 Rp.), litt ein großer Teil der Bevölkerung Mangel an Milch und Brot, weil Tausende von Arbeitern ohne Arbeit und Verdienst auf die Gasse gestellt wurden, und weil Abertausende mit abgebauten Löhnen auskommen mußten.

Arbeitslosigkeit im Baugewerbe auf der einen Seite, Menschen ohne Obdach und Familien zusammengepfercht in kleinen und ungesunden Wohnungen auf der andern Seite. Ueberfluß an Gütern auf der einen, Mangel und Not auf der andern Seite. So

sah es in Wirklichkeit aus. Warum? Weil ausgerechnet den Bedürftigsten das Geld fehlte, um von diesem Ueberfluß kaufen zu können.

Wir stellen fest: großer Bedarf, aber keine Nachfrage — keine Nachfrage mangels Geld — kein Geld mangels Arbeit — keine Arbeit, weil zu große Warenlager — große Warenlager, weil kein Absatz — kein Absatz, weil keine Nachfrage — keine Nachfrage, weil kein Geld. Ein merkwürdiger und unverständlicher Kreislauf! Muß sich da nicht jeder ruhig und vernünftig denkende Mensch sagen, daß hier etwas nicht stimmt, daß die Krise gewiß nicht eine Folge von Ueberproduktion sein kann.

Um den Krisenursachen auf den Grund zu kommen, müssen wir das Problem einer gründlicheren Betrachtung unterziehen.

Die Wirtschaft zeigt sich dem außenstehenden Beobachter als ein Wirrwarr von Verordnungen, Abmachungen, Verträgen, Institutionen. Wer nicht eingeweiht oder besonders geschult ist, kann den Wirtschaftsapparat kaum überblicken, geschweige denn durchschauen. Das ist natürlich den Nutznießern des heutigen Wirtschaftssystems gerade recht, denn sie lieben es nicht, wenn man in ihre Karten schaut. Wenn wir wissen wollen, was da alles gespielt wird, müssen wir zuerst einen kurzen Rückblick werfen auf die Entwicklung der Wirtschaft von ihren Anfängen bis heute. Wir werden dabei die Entdeckung machen, daß der Wirtschaftsprozeß in Wirklichkeit gar nicht so kompliziert ist, wie es den Anschein hat und wie man uns gerne weismachen möchte. Wir dürfen uns allerdings nicht durch Nebensächliches vom Wesentlichen ablenken lassen.

Die ursprüngliche Form der Wirtschaft war die Eigenversorgung. Der Mensch jagte, fischte und nährte sich von den Früchten des Feldes und Waldes, die ohne sein Zutun reiften. Später lernte er bevorzugte Pflanzen anbauen, Hilfsgeräte herstellen, Kleidungsstücke anfertigen, Lehm- und Holzhütten bauen. In dieser Epoche der Eigenversorgung kannte man keine Krise. Je arbeitsamer ein Mensch war, desto besser konnte er leben. Er hatte sich nicht vor Ueberfluß zu fürchten, sondern nur vor Naturkatastrophen und vielleicht vor Räubern. Jede Produktionsvermehrung bedeutete verbesserte Lebenshaltung.

Mit der fortschreitenden Vermehrung der Bevölkerung und mit der Einführung und Ausdehnung der Arbeitsteilung erstand aus der Urwirtschaft die Tauschwirtschaft. Der Mensch entwickelte sich vom Selbstversorger zum Spezialisten. Der eine verfertigte Werkzeuge, der andere Kleidungsstücke aus Tierfellen, der dritte baute Hütten, der vierte Tische und Truhen. Es entwickelte sich so der Stand der Handwerker, die ihre Erzeugnisse gegen andere zu ihrem Lebensunterhalt notwendige Dinge tauschten. Auch in dieser primitiven Epoche der Tauschwirtschaft waren Krisen unbekannt. Es arbeitete einer für den andern, und jeder war froh, vom andern etwas eintauschen zu können, was er selbst nicht mit gleichem Geschick und in gleicher Qualität herzustellen vermochte.

Die Arbeitsteilung machte indessen immer weitere Fortschritte. Aber lange bevor die Produktion — dank der Mechanisierung der Arbeit und dank den entdeckten neuen Hilfskräften, wie des Dampfes und der Elektrizität — ihren ungeahnten Aufschwung nahm, kamen die Menschen auf den Gedanken, den umständlichen und zeitraubenden direkten Tausch von Produkt gegen Produkt durch ein Tausch m i t t e l zu vereinfachen. So kam man dazu, irgendein allgemein beliebtes, leicht transportierbares und womöglich teilbares Produkt als Tauschmittel zu verwenden. Gebrauchsgüter wie Salztafeln, Teeziegel, Kühe, die je nach Ort und Zeit den Vermittlerdienst versahen, wurden abgelöst von Schmuckgegenständen, Muscheln, Pelzen, Edelsteinen und Edelmetallen. Und aus diesen zum Teil recht primitiven Tauschmitteln entwickelte sich dann unsere heutige Geldwirtschaft, von der Metallmünze zur Banknote und zum sogenannten bargeldlosen Zahlungsverkehr. Diese Entwicklung vom ursprünglichen Tauschmittel zum hochentwickelten und differenzierten Geldwesen hat am wirtschaftlichen Aufschwung der Welt einen überragenden Anteil gehabt. Sie hat die Arbeitsteilung in ihrer heutigen Vielgestalt erst möglich gemacht. Der Bau von Großanlagen, Fabriken, Eisenbahnen, Kraftwerken usw. wäre ohne diese Grundlagen kaum denkbar.

Hand in Hand mit der Ausdehnung des Handels entwickelte sich das Transportwesen und ermöglichte den Warenaustausch

mit den entferntesten Völkern. Heute geht ein Strom von Waren im Austausch über Länder und Meere. Zwischen Produzent und Verbraucher stehen das Transportwesen und der Handel als selbständige Glieder. Wenn nur eines dieser beiden Glieder in der Kette versagt, so ist der Warenaustausch empfindlich gestört.

Wir haben bereits festgestellt, daß weder die Produzenten noch die Konsumenten als solche für die Störungen in der Wirtschaft verantwortlich gemacht werden können. Wie steht es aber nun mit den Transportanstalten, den Schiffsgesellschaften und den Eisenbahnen? Haben sie ihre Aufgabe, die Güter vom Produzenten zum Verbraucher, bzw. vom Verkäufer zum Käufer zu befördern, jederzeit erfüllt? Man darf die Frage füglich bejahen. Die Transportanstalten haben ihren Dienst — von kleinen, nicht ins Gewicht fallenden Betriebsunfällen oder Störungen infolge höherer Gewalten abgesehen — nie versagt. Selbst zu Zeiten höchster Anforderungen während der Hochkonjunkturen haben sie ihre Aufgabe restlos bewältigt. Die Transportanstalten trifft jedenfalls keine Schuld an der zeitweiligen Lahmlegung der Wirtschaft. Die Unterbindung der Verkehrswege infolge Kriegshandlungen geht auf ein anderes Konto.

Es bleibt noch zu untersuchen, ob die Ursachen der zeitweiligen Lähmung der Wirtschaft beim Handel (Kauf und Verkauf) zu finden sind.

Wir brauchen tatsächlich nicht lange zu suchen, um zu erkennen, daß ein Stocken in der Nachfrage das erste Anzeichen jeder Krise ist. Würde die Nachfrage mit der Produktion stets Schritt halten, dann wäre ja eine Absatzkrise ausgeschlossen. Da es auch nicht am Bedarf fehlt, so läßt sich das Ausbleiben der Nachfrage nicht anders erklären, als durch ein Versagen des Tausch- bzw. Zahlungsmittels, nämlich: des Geldes. Wie gerne würden die Hungrigen und Bedürftigen den Produzenten ihre Waren abkaufen, wenn sie das nötige Geld dazu hätten. Ja, warum haben sie denn kein Geld, wird man fragen. Die Antwort: weil sie mangels Aufträgen aus der Fabrik entlassen oder ihr Lohn abgebaut wurde. Forschen wir weiter, so erfahren

wir, daß die Käufer aus Furcht vor einem Preisrückgang ihre Bestellungen eingeschränkt oder annulliert haben, oder daß aus der gleichen Furcht heraus dem Unternehmer der Kredit beschnitten oder verweigert wurde.

Ferner können wir beobachten, daß die Kreditinstitute mit höhern Zinssätzen zu rechnen beginnen und daher mit Investitionen zurückhalten, das heißt Darlehen nur noch zu erschwerten Bedingungen und höhern Zinssätzen gewähren. Und wir machen die Feststellung, daß die privaten Geldgeber ihrerseits ebenso zurückhalten, so daß die Geldzirkulation allmählich ins Stocken gerät. Denn wenn jene, die über Geld und Guthaben verfügen, ihr Geld horten und die Weiterverwendung ihrer Guthaben dem Gutfinden der Bank überlassen, die von Amts wegen beim Investieren noch vorsichtiger sein muß als der Privatmann, dann vermindern sich eben die Betriebskapitalien, das Geld liegt brach und die Lohntüten bleiben leer. Die Lähmung der Geschäftstätigkeit zieht immer weitere Kreise und dauert so lange, bis die Geldbesitzer das Investieren ihrer Gelder wieder als interessant, das heißt gewinnbringend ansehen. Das wird der Fall sein, sobald die großen, finanzkräftigen Unternehmen die kleinen aufgekauft haben und die Arbeiter sich, der Not gehorchend, bereit finden, zu Hungerlöhnen zu arbeiten.

Der Anstoß zu einer Absatzkrise und vor allem die Verschärfung einer solchen kann auch von den Konsumenten ausgehen, die nicht durch die Not zum Kaufen gedrängt werden und in Erwartung eines allgemeinen Preisrückganges die beabsichtigten Anschaffungen unterlassen und ihr Geld beiseite legen, um die Verbilligung abzuwarten.

Nun wird man mit Recht fragen: Ist denn das in der Ordnung, daß Menschen dieses Geld, das, um seine Aufgabe als Tauschvermittler zu erfüllen, stetig zirkulieren sollte, zurückhalten und damit seiner Aufgabe entziehen können?

Wer erkannt hat, welch einzigartige Bedeutung dem Gelde als Tausch- und Zahlungsmittel zukommt, und in welchem Maße das Gedeihen der Wirtschaft vom zuverlässigen Funktionieren dieses unentbehrlichen Verkehrsmittels abhängt, der wird die Frage ohne Zögern verneinen.

Das Geld muß rollen. Jeder wartet darauf. Jedermann ist darauf angewiesen. Der Unternehmer wartet darauf, um seine Arbeiter zu bezahlen. Die Arbeiter warten darauf, um Brot und Milch zu kaufen, der Bäcker um Mehl zu kaufen, der Müller um Getreide zu kaufen, der Bauer um Werkzeuge anzuschaffen und Zinsen zu zahlen und so fort. Jeder will verkaufen, um wieder kaufen und um leben zu können.

Ob der Geldbesitzer sein verfügbares Geld verschenkt, ob er es für kulturelle Zwecke ausgibt oder sinnlos vergeudet, ob er es in Kraftwerken oder Fliegenleim investiert, das alles kann uns mehr oder weniger gleichgültig sein. Aber wir dürfen nicht zulassen, daß dieses wichtige Verkehrsmittel aus dem Verkehr zurückgehalten, gehortet und so seinem Zwecke, als Tauschvermittler zu dienen, entfremdet wird. So wenig wie die Transportanstalten zulassen können, daß die Empfänger von Wagen mit dem Entladen oder Beladen beliebig lange zuwarten, ebensowenig kann dem Geldbesitzer gestattet werden, Geld länger als wirklich nötig in seiner Kasse oder im Strumpf liegen zu lassen und es damit dem Kreislauf zu entziehen. Mit andern Worten, das Geld, das nicht gebraucht wird, muß unter allen Umständen investiert (auf der Bank, oder in Obligationen, oder Aktien angelegt) werden, denn auf diesem Wege gelangt es wieder zum Arbeiter, zum Bauern, zum Handwerker usf.

Aus allen diesen Ueberlegungen ziehen wir den Schluß, daß in erster Linie der ungestörte Kreislauf des Geldes gesichert werden muß, wenn die Wirtschaft und das Land vor einer neuen Krise bewahrt werden soll.

Laut Verfassung und Gesetz hat die Schweizerische Nationalbank «die Hauptaufgabe, den Geldumlauf des Landes zu regeln und den Zahlungsverkehr zu erleichtern». Die Schweizerische Nationalbank ist somit in erster Linie dazu berufen, die nötigen Maßnahmen zu treffen, um den ungestörten Kreislauf des Geldes zu sichern. In Ermangelung präziser Instruktionen hat sich die Leitung der Nationalbank bisher damit begnügt, das Publikum durch Zirkulare und Anschläge vor dem Horten von Banknoten zu warnen und es aufzufordern, überschüssige Gelder den Banken zu übergeben und so der Wirtschaft wieder zur

Verfügung zu stellen. Solche väterliche Ermahnungen sind wirkungslos, wenn die Geldbesitzer auf billigere Waren und höhere Zinsen spekulieren. Die Drohung mit einem Banknotenrückruf und -umtausch würde schon besser wirken. Die dauernde Sicherung eines stetigen Geldumlaufes wird aber nur möglich sein durch Einführung der periodischen kostenpflichtigen Abstempelung der Banknoten nach Vorschlag Silvio Gesells. Wer einen bessern Vorschlag weiß, der melde sich!

Nun ist es allerdings nicht gleichgültig, nach was für Richtlinien der Geldumlauf reguliert wird, ob nach dem Milchpreis, nach dem Lebenskostenindex oder nach dem Goldpreis. Leider gilt hiefür heute noch der Beschluß des Bundesrates vom 26. September 1936, durch den die Nationalbank verpflichtet wurde, den Goldwert des Frankens auf 190 bis 215 Milligramm Feingold zu halten. Diese Bestimmung macht es unmöglich, im Falle größerer Schwankungen der Kaufkraft des Goldes den Geldumlauf so zu regeln, daß der Preisstand und damit die Kaufkraft des Geldes stabil bleibt. Die Stabilisierung des allgemeinen Preisstandes bzw. der Kaufkraft des Geldes müssen wir aber unter allen Umständen und mit allem Nachdruck verlangen, wenn es uns ernst ist mit der Sicherung der Wirtschaft vor Störungen, insbesondere vor einer neuen Krise.

Statt den Goldwert des Frankens auf einer bestimmten Parität zu halten, muß die Nationalbank verpflichtet werden, die Geldausgabe und den Geldumlauf mit allen Mitteln so zu regeln, daß der allgemeine Preisstand (Großhandelsindex) und damit die Kaufkraft des Geldes stabil bleibt. Nur auf diese Weise werden auch die Zahlungsverträge sinngemäß gesichert und Schuldner wie Gläubiger vor ungerechter Belastung und Verlusten geschützt.

Dies ist der Weg, um an der gefürchteten Krise vorbeizukommen.